

Zeitschrift: Études de Lettres : revue de la Faculté des lettres de l'Université de Lausanne
Herausgeber: Université de Lausanne, Faculté des lettres
Band: 4 (1961)
Heft: 1

Artikel: Persönliche Erinnerungen an Carl Spitteler
Autor: Bohnenblust, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-869853>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Hommage à Gottfried Bohnenblust

1883-1960

PERSÖNLICHE ERINNERUNGEN AN CARL SPITTELER ¹

Es ist mir eine besondere Freude, in diesem erlesenen Kreis einen Blick auf den Dichter des *Olympischen Frühlings* werfen zu dürfen, dessen väterliche Freundschaft ein Hauptgewinn meiner reifern Jugend war. Eine feine kluge Tochter dieses Landes war seine Gemahlin ², von der Villa Wilhelmina ³, die nach ihrer Mutter wie diese nach ihrer Königin hiess, sind Spittellers grösste Dichtungen ausgegangen ; im Hause wurde viel holländisch gesprochen : Chromeli hiess das Grossmütterchen, Mietje die jüngere Tochter ⁴. Und in dieser grossartigen Stadt hat der Dichter zum ersten Mal über eines seiner Bücher öffentlich gesprochen, das bald erscheinen sollte und aus dem er vorher hier vorlas. Es waren die *Lachenden Wahrheiten*, die erste Sammlung seiner geistreichen Aufsätze, um die Diederichs ihn gebeten und zu der er ihm den Namen gespendet hatte. « Ridentem dicere verum quid vetat ? » fragt Horaz, und Diederichs dachte mit Recht, bei Spitteler würden — zum Teil wenigstens — die Wahrheiten selber lachen und lächeln. Und wenn ich hier eingeladen bin, ein halbes Jahrhundert nach der endgültigen Ausgabe des *Olym-*

¹ Letzte Rede Gottfried Bohnenblusts, am 28. und 29. April 1959 an den Universitäten Leyden und Amsterdam gehalten. Unser Text entspricht der Rede in Amsterdam.

² Marie Op den Hooff (1863-1929), seit 1883 mit Carl Spitteler verheiratet.

³ Gesegnetmattstrasse 12, Luzern.

⁴ Chromeli, mit holländischer Aussprache des anlautenden g neben dem alemannischen Diminutiv.

pischen Frühlings meine Erinnerungen an das Bild des Dichters wachzurufen, sehe ich seine hohe Gestalt selber im Geist unter Ihnen erscheinen, und lächelnd klingt aus dem Reich der Schatten sein schönstes Wort auf : « Mein Herz heisst Dennoch ».

Mit Spittlers Werk bin ich seit dem Anfang dieses Jahrhunderts, mit ihm selber erst zehn Jahre später bekannt geworden. Dann habe ich ihn oft gesehen, bei ihm, bei mir, habe ihn seine Verse und in der Genfer Aula zum einzigen Mal öffentlich den Eingang des zweiten *Prometheus* lesen hören, habe ihn oft geschildert, sein grösstes Fest mit ihm gefeiert ¹ und an seiner Bahre versprochen, dass wir ihn nicht vergessen würden. Heute, da endlich die Ausgabe der Gesammelten Werke vollendet ist, die uns zum hundertsten Geburtstag vom Bundesrat der Eidgenossenschaft aufgetragen war, wissen wir, dass er wirklich nicht vergessen ist.

Als Schüler hatte ich kaum den Namen des Dichters gekannt : das Gymnasium ging ja kaum über das klassische Zeitalter hinaus. Aber als ich 1901 meine Studien in klassischer und deutscher Philologie begann, ergab es sich von selbst, dass ich zu gleicher Zeit die Welt Homers und den *Olympischen Frühling* für mich fand : die uralte epische Dichtung und das Epos des gegenwärtigen Meisters, der als Jüngling verkündet hatte : « Die Griechen hatten einen Dichter : Homer. » Verschieden genug erschien da das altererbte und das werdende, das Volks- und das Personalepos ; aber Epos hohen Stils war beides ; es war lebendiges Erbe und kräftige Gegenwart.

Dann trat 1906 nach den *Glockenliedern Imago* hervor, ein Roman des Romanfeindes, aber *sein* Roman, eine Inenschau zugleich des schärfsten Verstandes und der tiefsten Erschütterung : damals für uns ein unerhörtes Ereignis. Unglaubliche Naivität des Bekennens und hochverfeinerte Kultur waren eins geworden.

Angesichts der endgültigen Fassung des *Olympischen Frühlings* wagte ich, an Spittler zu schreiben, ihn in Luzern an der Gesegnetmattstrasse zu besuchen, fand gütige Aufnahme und verliess ihn vorerst mit *Conrad dem Leutnant* in der Hand.

Zu meinem Glück hatte ich ahnungslos einen silbernen Schlüssel zum Garten seiner Jugenderinnerungen mitgebracht : Sie wissen ja, wie für Spittler Poesie die Dauer der Jugend im Worte war. Wie bei Baudelaire : « Le génie n'est que l'enfance nettement formulée, douée maintenant, pour s'exprimer, d'organes virils et puissants. »

¹ 75. Geburtstag.

Die *Frühesten Erlebnisse*, erst nach dem Tode der Mutter (1913) geschrieben und erschienen, waren damals (Sommer 1911) noch nicht vorhanden. Sie schliessen bekanntlich mit dem Wegzug der Familie von Liestal im Baselland nach der neuen Bundesstadt Bern, wo Spittelers Vater eidgenössischer Staatskassier geworden war und sieben Jahre mit den Seinen blieb. Auch diese Jahre, die er bei jenem ersten Besuch aus der Erinnerung hob, wollte er im hohen Alter noch gestalten, als die zweite Prometheusdichtung endlich vollendet war. Im letzten Frühling, den er erlebte, kündigte er mir an, er wolle nun eine Autobiographie « von innen heraus » bieten bis in sein achtzigstes Jahr, beginnend mit dem sechsten. *Auf dem Lerberhügel* sollte das erste Kapitel heissen. Genau erkundigte er sich nach Haus und Hof und den einstigen Bewohnern, deren er dankbar gedachte. Viermal setzte er vom Mai bis zum August 1924 an : zu Ende gelangte er nicht mehr. Die entworfenen, gerundeten Kapitel habe ich später aus dem Nachlass entziffert : so sind sie im Geleitband erschienen.

Der « edelschöne Winter » steht voran. Die Sulgenegg, nach den damaligen Besitzern auch Lerberhübeli genannt, war das behagliche alte Patrizierhaus im Süden der Stadt Bern, wo der Knabe von fünf Jahren damals wohnte. Sie ist noch im alten Jahrhundert verschwunden : jetzt steht dort die Französische Botschaft. In ihm aber lebten die Bilder, nur grösser, mächtiger, wie er sie als Kind gesehen, da sie mit ihm wuchsen. So schwebte ihm der Hof noch im *Olympischen Frühling* vor. Nun gehörte die Sulgenegg auch zu meinen allerfrühesten und liebsten Erlebnissen. Dort wohnte meine Grossmutter in denselben Räumen, wo der Dichter ein Menschenalter zuvor seinen edelschönen Winter zugebracht, dort hatte mein Vater meine Mutter gefunden ; dort war ich zehn Jahre lang aus und ein gegangen. Eine glückliche Fügung liess uns beim ersten Besuch auf diesen gemeinsamen Schatz der innern Bilderwelt geraten. Erfreut, angeheimelt, auch verwundert betrachtete er in der Folge die Bilder des eigentümlichen Hauses, der Allee, der seltsam gewundenen Treppe, des alten Münsters, von dem ihm die Glocken unter die Bäume herübergeklungen hatten. « Als ob meine Jugend zu mir auf Besuch käme. » « Was gibt es denn Kostbareres auf Erden als solche Auferstehungen in die Atmosphäre der verstorbenen Eltern hinein ? » Diesem Glücksfall glaube ich des Dichters Wohlwollen und spätere Freundschaft vor allem zu verdanken.

In dem letzten Brief, der mich aus seiner Hand kurz vor seinem Tod erreichte, sprach er noch von der Sulgenegg, die er siebenzig Jahre nicht mehr vor Augen gehabt. « Wie mir das alles wichtig ist ! — So wichtig, dass demgegenüber der Gegensatz unserer Weltanschauung

als nebensächlich empfunden wird. Warum so wichtig ? Einmal weil ich auf dem Lerberhügel so innig und so andauernd glücklich war wie später vor meiner Ausreise nach Russland nie wieder. Und dann weil ich einen heiligen Begriff der Gleichzeitigkeit kenne. Ich fühle alle Geschöpfe, die zur nämlichen Zeit dieselbe Erdenluft einatmen, als untereinander seelenverwandt, aber auch füreinander gegenseitig mitverantwortlich. »

Aus den dreizehn Jahren zwischen jenem ersten Besuch und diesem letzten Briefe leuchten viele schöne Erinnerungen auf : wie ich Spitteler in seinem Luzernerheim traf oder bei mir in Winterthur und Genf sah, ihn öffentlich oder privatim lesen und sprechen hörte, wodurch sein eigener Rhythmus sofort ergriff und überzeugte, mit welchem freudigem Stolz er seinen südlichen Garten nördlich der Alpen zeigte, wie lebhaft und geistreich er daheim und unterwegs auf Wegen und Wellen zu erzählen und zu diskutieren pflegte. Er bedurfte nicht eigentlich der Gesellschaft, von den Erholungsstunden mit anmutigen und klugen jungen Damen vielleicht abgesehen. Er lebte nach innen, stärker als mir das je bei einem Dichter begegnet ist, entschlossen und guten Gewissens : er wusste ja wohl, wie gewaltig er sich im Werk ausgab und wie dieses Werk Widerschein seines Innern war. Liebenswürdig war Spitteler, herzenshöflich in hohem Grade : das war eine starke Wende nach den oft rauhen Formen der Jugend, die Frucht seiner russischen Jahre in hochkultivierten Kreisen, nach denen er fast immer hochdeutsch mit leis baltischem Akzent sprach : das Stadtbaslerische kam höchstens in Dämmerstunden in heiterer Ironie zu Worte. Dass er am besten und wohl auch am liebsten von sich, das heisst seinem Dichterleben sprach, war verständlich genug : nicht nur war er dadurch im tiefsten beschäftigt : da schöpfte er aus dem Vollen und spendete, was damals zum grössten Teil unbekannt war. Da konnte er im Vertrauen sehr weit gehen, wenn er die entscheidenden Jahre seiner Jugend erzählte, was die Musik und die Malerei, auf die er schweren Herzens verzichtete, für ihn bedeuteten, samt den Menschen, die sie ihm offenbart hatten, und wie schmerzlich der lange Konflikt mit dem tüchtigen, aber ganz auf die Tatwelt gerichteten Vater war, der weder in der Theologie noch in der Kunst die Zukunft des geliebten Sohnes gesichert sah. In den *Balladen* und den *Frühesten Erlebnissen*, im *Entscheidenden Jahr*, finden Sie Spuren seiner Zuneigung und Verehrung : sie glichen sich ja so sehr, der Willensmensch des äussern Lebens und der Poet, der die Welt Anankes, des gezwungenen Zwangs, nicht liebte, sich aber steten Willens seine Gegenwelt gewähren wollte. Es ergriff mich tief, wie er einer solchen Erzählung am nächsten Tage einen Brief nachsandte,

er habe sich ganz aufgeschlossen, ich möchte doch ja dafür sorgen, dass nichts bekannt werde, was einen Schatten auf seinen Vater werfen könnte. Ob sich das nun auch von selber verstand, rührte es doch durch den spontanen Ausbruch der Pietät.

Er sprach aber nicht nur von sich. Er vermochte auch an anderer Leid und Freude teilzunehmen, dem Werk anderer zu folgen und es aus meisterhafter Erfahrung zu beurteilen. Er war nicht der Solipsist, den etliche in ihm gesehen haben ; man entdeckte, dass er andere gelten liess, ein seltenes und erbauliches Phänomen. Man sah, wie er Gotthelfs Grösse spürte, obschon ihm die Legierung der Poesie mit ausserkünstlerischen Anliegen zu stark schien, auch Keller und Meyer achtete er hoch, wenn er schon in Keller zu ausschliesslich den Realisten, in Meyer zu stark den traditionsbestimmten Historiker sah und seinen grossartigen Balladen nicht gerecht wurde : nur Goethe war ihm um seiner Weltfrömmigkeit und unbedingten Geltung willen zeitlebens fremd, Schiller und Schopenhauer glaubte er nicht gelesen zu haben. Das ist jetzt natürlich leichter als Irrtum nachzuweisen, wie der Geleitband zeigt : aber es war eben Irrtum, nicht Lüge : die Phantasie setzte sich noch während des Geschehens in Bewegung und verwandelte das Leben in Bild des Lebens. Hier war die Welt des Bildes der Welt der Begriffe absolut entgegengesetzt : ihm war Logik Lüge, weil sie die Wirklichkeit entstelle und entwirkliche, während er die Verwandlung durch die Poesie als den Weg von der Wirklichkeit zur Wahrheit verstand. So konnte er allen Ernstes den jungen Freund vor der Philosophie warnen, damit nicht seine Seele Schaden nehme. Besonders der Erkenntnistheorie war er grimmig gram : die Vernunft sei uns gegeben, um sie auf ihre Gegenstände anzuwenden, nicht um sich selbst zu ihrem Gegenstand zu machen.

So ging es denn dank Spitteler bei ihm sehr lebendig zu. Nie führte er das Gespräch von oben herab, sondern als Mitmensch im vollen Sinn. Er liess keinen Zweifel über seine Meinung, die meist die Summe seiner persönlichen Erfahrung war ; aber er gründete sie auch ausdrücklich darauf und bestritt nicht, dass vieles möge anders geworden oder gewesen sein. Die Grundanschauung freilich blieb : der « autochthone Pessimismus », den er bei Schopenhauer und Jacob Burckhardt wiedergefunden, aber nicht erst entdeckt hatte : der Dualismus der Welt Anankes und der Welt der Seele, seines Nein und seines Ja. Dass er selber im Ja, in seinem Ja der schöpferischen Innerlichkeit, völlig daheim war, lässt verstehen, dass sein Pessimismus ihn hochgemut stimmte, weil er eben am Ende nur die Welt der Dinge, nicht die Welt der dauernden Werte anging.

Zwischen den ernstesten Gesprächen konnte er eine Schale Erdbeeren anbieten und mit anmutigem Vergnügen erzählen, er habe sie selbst am Morgen auf dem Markt bei der alten Halsbrücke geholt.

Besonders eindrücklich ist mir der Abschied am 23. Juli 1914 geblieben. Wir hatten uns stundenlang in seinem Zimmer unterhalten: er hatte erklärt, auch er sei ein religiöser Mensch, aber das Christentum wollte er wie Burckhardt nur als konsequente Weltverneinung gelten lassen, als welche es ihm nun freilich kaum mehr irgendwo erschien. Er hatte wieder gegen die Logik als Fälschung gedonnert, sich gegen die Unklarheit des Naturbegriffs erhoben und die Lehre als Schaden, die Ursprünglichkeit allein als einzig echt empfunden. Dann hatte er vom neuen *Prometheus* gesprochen (*Pandora*), mich zum Bahnhof begleitet, dem Ufer des Vierwaldstättersees entlang, wo jetzt der Weg seinen Namen trägt, über die Brücke in die hohe Halle. Das Bewusstsein der ungeheuren Gefahr, in der Europa schwebte, lastete auch auf ihm. Er lebte ja über den Grenzen, der Auslandsschweizer grossen Stils, der er in der Fremde geworden und auch daheim in manchem Betracht geblieben war. Er lebte, ohne Einsiedler zu sein, wesentlich im Geiste: er fühlte, dass der Riss durch Europa, einmal geschehen, unheilbar sein würde. «Als ich mich mit siebzehn Jahren der Poesie verschwor, sprach er tiefen Tons, wollte ich ein europäischer, nicht ein nationaler Dichter werden.» Acht Tage später brach der erste Weltkrieg aus. Um seinen Dichterfrieden war es geschehen. Die Gefahr des Zwistes bedrohte auch die Einheit und Freiheit seines Landes. Da erfuhr er, was die Freiheit des Volkes auch für die Freiheit des Geistes bedeute.

Und als der Ruf an ihn erging, hielt er im klaren Bewusstsein des persönlichen Einsatzes, kurz vor dem 70. Geburtstag, in Zürich seine berühmte Rede in der Neuen Helvetischen Gesellschaft: *Unser Schweizer Standpunkt*. Der alte, immer wieder neue Jünger Jacob Burckhardts hatte sich bewährt. Aber wenn der Basler Erasmus in jähren Krisen klug zu schweigen pflegte, wagte Spitteler sein offenes Wort, sagte, was zu sagen war, und litt, was zu leiden war. Dass er sicher und unbedingt auf sich stand, verlieh seinem Worte seine Kraft.

Am Sylvester 1924 haben wir den Dichter im Friedental zu Luzern zu seiner Ruhe geleitet. In den ersten Tagen des letzten Monats hatte er seinen Freunden noch seine letzte Dichtung, *Prometheus der Dulder*, mit eigener Hand zugegedacht. Da las ich seinen letzten Gruss mit dem Zusatz «in gemeinsamen pietätvollen Erinnerungen».

Seither ist ein Menschenalter vergangen. Zum Dank der Heimat hatte der Nobelpreis die Weltanerkennung gefügt. Aber ein dreifacher

Widerstand wirkt heute noch seiner Geltung entgegen: der politische, der religiöse und der dogmatisch-poetische.

Zum ersten ist zu sagen, dass ein Schweizer doch wohl das Recht hatte, in solcher Stunde den Standpunkt seines Volkes von so hoher Warte darzustellen. Man kann kaum sagen, die Geschichte habe ihm unrecht gegeben, und manche, die seine Rede gescholten, verkündigen heute selber das Ideal des freien Volkes und des Friedens unter den Völkern.

Weltanschaulich ist zu sagen, dass es sich hier nicht um eine Offenbarung, sondern um eine Dichtung handelt und dass wir alle poetische Leistungen auch ausserhalb unsres eigenen Bekenntnisses an ihrem Ort und in ihrer Art anerkennen. Poesie ist Kunst, nicht Glaubenslehre.

Wiederholt man aber das poetische Dogma, man dichte heute keine Epen mehr, so dürfen wir antworten, 'man' habe überhaupt nie Epen gedichtet; jedes Epos sei bestimmtes Werk aus seiner Welt und Zeit und aus seinen kollektiven und persönlichen Voraussetzungen gewesen. Poetik ist nicht Gesetz des Verstandes, welche Gattung es geben und nicht geben dürfe, sondern sie geht von lebendiger Poesie aus und sucht, was echt, so tief und voll als möglich zu betrachten, zu verstehen, zu deuten.

Müssen wir endlich immer von neuem die längst widerlegte Legende hören, Spitteler sei Nietzsches Jünger und Zarathustra der Vater des Prometheus, so bleibt doch wahr, dass aus einem Werke von 1883 nicht ein früheres erwachsen sein kann, das am letzten Tag des Jahres 1880 erschienen ist.

Mögen die endlich Gesammelten Werke neue Freude am lebendigen Werke wecken und das unbefangene Urteil zur Geltung kommen lassen.

Spittelers Prometheus ist nicht der Eine, als Feind aller, sondern der Freie unter allen. Sein Recht ist das eines Jeden, von Grund auf Er zu sein und sein Werk für alle zu tun.

Denn es ist keine Persönlichkeit ohne Gemeinschaft, und es ist keine Gemeinschaft ohne Persönlichkeit.

Gottfried BOHNENBLUST.